

Pfarrer Uwe Weinerth: Schwerpunkt - Diakonie

Liebe Gemeinde,

es ist beschlossen, sie kommt, die Groko, eine Neuauflage der großen Koalition von Christdemokraten und die Sozialdemokraten. Der Entschluss war knapp und es soll nachverhandelt werden. Schwierige Verhandlungen, wie bei der Frage nach dem Familiennachzug für Flüchtlinge stehen noch an. Verhandlungen, die das Ganze doch noch kippen könnten. Doch, die Hoffnung stirbt zuletzt. Wenn wir Glück haben, dann wird die Bundesrepublik Deutschland bis Ostern wieder eine tragfähige Regierung haben. Eines hat das Hin und Her bei der Regierungsbildung auf jeden Fall gezeigt, Deutschland ist zwar wirtschaftlich weiterhin erfolgreich, aber politisch ist unser Land polarisiert. Die Meinungen in der Klimapolitik oder in der Flüchtlingspolitik gehen weit auseinander und die Fronten sind verhärtet. Eigentlich genau die Situation, in der Kirche Gesicht zeigen und Kontur gewinnen sollte. Steht doch auch Kirche in der gesellschaftlichen Verantwortung. Heute wollen wir im Rahmen einer Gottesdienstreihe der Union der Protestanten von 1818 gedenken. In vergangenen vier Wochen haben Sie von meinen Kolleginnen und Kollegen einiges über Pfälzer Kirchenunion von 1818 erfahren. Wir haben uns mit der Vorgeschichte der Union, mit dem Abendmahl, mit der Gesangbuchfrage, der späteren Wirkungsgeschichte und der Entstehung der Diakonie befasst. Und das alles, so hoffe ich, nicht abgehoben, sondern immer auch im Blick auf unser Land und das, was uns heute bewegt.

Und mit Erstaunen darf man feststellen, die Alten hatten ganz ähnliche Probleme, wie wir sie heute haben. Als sich im Jahr 1818 die Pfälzer Protestanten zu einer Kirche zusammengeschlossen haben, wurden sie weniger vom Geist der Einsicht, als von der Not gezwungen. Das alte Europa der Kleinstaaten, der Fürsten und Residenzen war mit der Neuordnung Europas zusammen gebrochen. Ein neues Zeitalter, das von der Dampfmaschine und den Hämmern der Stahlwerke getrieben wurde, entwurzelte die Menschen und ließ alte Handwerksberufe untergehen. So mancher in der Kirche trauerte den guten, alten Zeiten nach. Mancher ließ sich in seinem Herzen verhärten und pochte unbarmherzig auf Recht und Ordnung. Andere wiederum wurden ihrem Glauben wacherüttelt, erkannten die soziale Verantwortung. Einer von ihnen war Johann Hinrich Wichern. Auf dem Kirchentag in Wittenberg 1848 hielt er eine flammende Rede, die bei vielen rege Zustimmung fand. Wichern appellierte an das soziale Gewissen seiner Zuhörerinnen und Zuhörer und rief auf, der gesellschaftlichen Not mit der Liebe Christi zu begegnen. Wichern hatte auch unter der Pfälzer Pfarrerschaft einige begeisterte Anhänger gefunden. Überall im Land kam es nun zu verstärktem, diakonischem Engagement, um der Not, der sozialen Not, aber auch der moralischen Not zu begegnen. Denn der gesellschaftliche Wandel war, wie man damals beklagte, „mit einem Anwachsen des Unglaubens und der Entsittlichung“ verbunden. Noch im selben Jahr wurde durch Pfarrer Johannes Schiller aus Iggelheim und Pfarrer Johann Georg Wagner aus Haßloch ein Verein zum Bau eines Rettungshauses für elternlose, verwahrloste Jugendliche gegründet. Wir hören aus der Rede bei der feierlichen Grundsteinlegung, Pfarrer Wagners zu Herzen gehender Aufruf zu mehr

Mitmenschlichkeit und Nächstenliebe: „*Jesus Christus gestern und auch heute und derselbe auch in Ewigkeit. Es gilt, Liebe zu üben. Liebe aus Glauben, Liebe in Hoffnung, heilige, rettende Liebe - um Christi willen. Die Not drängt, achtet auf die Zeichen der Zeit, ehe es zu spät ist.*“ Innerhalb von zwei Jahren konnte die nötigen Spenden gesammelt, ein Acker bei Haßloch gekauft und mit dem Bau eines Rettungshauses begonnen werden. Die Diakonie, wie wir sie heute kennen, war entstanden und konnte ihre wichtige und gute Arbeit leisten.

Was mir aber im Rückblick auffällt, Diakonie wurde damals in Vereinen und Anstalten organisiert, den Bürgerinnen und Bürgern blieb die Aufgabe mit ihren Spenden diakonische Arbeit zu finanzieren, im Gegensatz zu den angelsächsischen Ländern, im Gegensatz zu England oder USA, wo Gemeindeglieder in der Krankenpflege, bei Suppenküchen oder in der Kinderbetreuung selbst aktiv wurden, wurden diese Aufgaben in Deutschland meist den rührigen Diakonissen überlassen. Der Aufruf Johann Hinrich Wicherns, dem gesellschaftlichen Wandel durch Liebe zu begegnen, wurde im Vergleich zu England oder USA, in den Kirchengemeinden nur teilweise umgesetzt.

Als in den Jahren 1943, 1944, in einer der dunkelsten Stunden der deutschen Geschichte, der Widerstandskämpfer und Theologe Dietrich Bonhoeffer sich Gedanken machte, wie es mit Kirche nach Kriegsende weitergehen solle, hat er auf dieses Problem aufmerksam gemacht. So schreibt er, Kirche muss, wenn sie eine Zukunft haben will, lernen „*Kirche für andere zu sein*“. Und Wolfgang Huber der frühere EKD-Ratsvorsitzende verändert den Satz und schreibt: „*Wir müssen heute Kirche mit anderen sein*“.

Kirche mit anderen: Das heißt, die Kirchengemeinde der Zukunft muss Kirche im Sozialraum, im Quartier sein. Kirchengemeinden werden lernen müssen mit den Werken, mit der Diakonie, mit der Caritas, mit den Vereinen und Bürgerinitiativen zusammen zu arbeiten. Nur so kann den Problemen unserer Zeit erfolgreich begegnet werden. Bereits in naher Zukunft, in spätestens 15 Jahren, werden mehr als ein Drittel der Bundesbürger älter, als 65 Jahre sein. Alle, die heute als geringfügige Beschäftigte arbeiten, werden sich dann in der Altersarmut wiederfinden. Viele Rentner werden dann kaum noch wissen, wie sie überleben sollen. Schon heute geht die Schere zwischen Reich und Arm in unserem Land immer weiter auseinander. Geringverdienenden, alleinerziehenden Müttern und Witwen mit geringer Rente droht schon heute die soziale Not.

Wieder heißt es, der gesellschaftlichen Not *mit der Liebe Christi* zu begegnen. Kirchengemeinden können heute schon überlegen, was sie tun wollen.

Etwas wollen, es dann auch zu sagen, sich Verbündete bei der Diakonie, der Caritas, den Vereinen, den Initiativen suchen *und es dann auch zu tun*.

Dieses neuentdeckte soziale Engagement wird den Kirchen- gemeinden zu Gute kommen. Anderen zu helfen hat seine eigene Faszination, zieht Menschen an, schafft Selbstbewusstsein und geht mit Tatkraft einher.

„**Kirche mit anderen**“ wird den **Mitarbeitenden** ein hohes Maß an Beteiligungsmöglichkeiten und Gestaltungsspiel-räumen bieten müssen. Presbyterien und Pfarrer werden erst lernen müssen, damit umzugehen. Und die großen Werke werden die flachen Hierarchien akzeptieren müssen.

„**Kirche mit anderen**“ kann aber auch zur Chance werden: Endlich werden die Kirchengemeinden ihr Inseldasein auf-geben können, endlich werden sie dem schleichenden Bedeutungsverlust entgegensteuern und letztendlich werden sie ihr drohendes Absterben durch Überaltern vermeiden.

Ganz praktisch kann das bedeuten, dass Kirchengemeinden Begegnungsräume für Sozialschwache, für Rentner und für Alleinerziehende anbieten. Suppenküchen eröffnen. Regelmäßige Treffen veranstalten, bei denen, quasi nebenher, durch die Diakonie oder durch das Sozialamt niederschwellig, Beratung stattfindet. Kirchengemeinden können andere bürgerliche Gruppen in ihre Räume einladen, so wie es damals die Kirchen in der Schlussphase der DDR getan haben. Bürgerinitiativen, Umweltgruppen, Stadteilvereine, deren Ziele der christlichen Einstellung entsprechen, können in kirchlichen Räumen eine Heimat finden.

Und Kirchengemeinden können in den religiösen Dialog treten. Im Gespräch mit den Moscheen können Christen ihren Standpunkt erklären, ihre Interessen deutlich machen und für gegenseitiges Verstehen werben.

Schließlich können sich Kirchengemeinden um die zahlreichen Christinnen und Christen kümmern, die aus Ägypten, Syrien, Irak, Iran oder Eritrea zu uns kommen. Das Versagen in den Jahren nach 1989, als es uns nicht gelungen ist, den vielen Russlanddeutschen in den Kirchengemeinden ein Heimat zu geben, sollte uns eine Mahnung sein. Heute kann es uns gelingen, die arabischen und die iranischen Christen zu beheimaten. Sie werden es uns danken und sie werden uns helfen, dass sich unsere Gemeinden auf gute Weise öffnen und verändern.

Eine Kirchengemeinde, die sich um die Belange ihres Quartiers kümmert, die, die Lebensqualität im Quartier verbessert und die, die Bekanntheit von Christentum und Religion stärkt, eine solche Kirchengemeinde vollendet, was vor mehr als 150 Jahren von engagierten Christen, wie Johann Hinrich Wichern, Johannes Schiller und Johann Georg Wagner begonnen worden ist. *„Jesus Christus gestern und auch heute und derselbe auch in Ewigkeit. Es gilt Liebe zu üben. Liebe aus Glauben, Liebe in Hoffnung, heilige, rettende Liebe um Christi willen. Die Not drängt, achtet auf die Zeichen der Zeit, ehe es zu spät ist.“*

Nun könnte ich Amen sagen, hätte mich am letzten Sonntag nach der Predigt eine gute Bekannte angerufen und mich offen und ehrlich gefragt, ob ich denn nicht auch glaube, dass das, was ich da gepredigt habe, doch etwas zu fantastisch sei? Und ich muss ihr sogar zustimmen, es klingt fantastisch und dennoch kann es unsere Zukunft sein, wenn wir nur die Blickrichtung ändern, schauen, was die Menschen um uns herum brauchen, und unser Herz erwärmen für die Liebe. Einfach weniger „es war schon immer so“ und einfach etwas mehr Liebe, dann, da bin ich mir sicher, kann es uns gelingen. Amen